

LEITARTIKEL: THOMAS SEIBERT ÜBER DIE TÜRKISCHE KURDENPOLITIK

# Ankaras Invasionspläne offenbaren seine Schwächen

Die USA bemühen sich darum, einen türkischen Einmarsch in den Nordirak in letzter Minute zu verhindern. Noch ist nicht sicher, ob sie ihre türkischen Nato-Partner zumindest von einer grossflächigen Invasion abhalten können; die Entscheidung darüber dürfte bei einem Treffen des türkischen Ministerpräsidenten Recep Tayyip Erdogan mit US-Präsident George Bush am Montag in Washington fallen. Schon die bisherige Entwicklung zeigt aber die grundlegende Schwäche der türkischen Kurdenpolitik: Statt eine eigene, umfassende Strategie zu verfolgen, besteht Ankaras Rezept darin, fast ausschliesslich militärisch auf die Aktionen der kurdischen PKK-Rebellen zu reagieren. Damit überlässt die Türkei den Extremisten das Feld.

Bei den Gesprächen in Ankara und Washington geht es um die Abwehr einer aktuellen terroristischen Be-

drohung, zu der die Türkei wie jeder andere Staat berechtigt ist. Schliesslich greift die PKK aus sicheren Verstecken im Nordirak in der Türkei an und zieht anschliessend ihre Kämpfer wieder über die Grenze zurück. Niemand kann von den Türken verlangen, das auf Dauer hinzunehmen. Die USA müssen sich vorwerfen lassen, die Lage an der türkisch-irakischen Grenze und den wachsenden innenpolitischen Druck auf die Regierung in Ankara viel zu lange ignoriert zu haben. Die Behörden in der weitgehend autonomen Kurdenregion im Irak hätten ebenfalls sehr viel mehr tun können, um die PKK an Anschlüssen in der Türkei zu hindern. Von der PKK selbst ist ohnehin nichts Konstruktives zu erwarten: Die einzige Existenzberechtigung der Terrorgruppe liegt im bewaffneten Kampf.

Mittel- und langfristig liegt die Verantwortung aber allein bei der Türkei

selbst. Wenn sich in der türkischen Kurdenpolitik nichts ändert, wird es nur eine Frage der Zeit sein, bis nach einer Militäraktion gegen die PKK-Stützpunkte im Nordirak die Angriffe der Rebellen von neuem beginnen.

Der türkische Staat fürchtet den kurdischen Separatismus so sehr, dass er hinter jeder Forderung nach mehr Autonomie oder kulturellen Rechten einen Angriff auf die Einheit der Republik wittert. Noch heute behaupten viele Politiker, Richter und Militärs, dass es in ihrem Land kein Kurdenproblem gibt, sondern nur ein Terrorproblem. Mit dieser krassen Fehleinschätzung werden die gemässigten Kräfte bei den Kurden an den Rand gedrängt, der Staat spielt der PKK in die Hände: Die Rebellen verstehen sich als alleinige Vertreter der türkischen Kurden. Wenn selbst harmlose Vorschläge wie

der für mehr regionale Selbstverwaltung als staatsfeindlich bewertet werden, stärkt das die Radikalen.

Die Erdogan-Regierung hat sich zwar um einen Neuanfang in der Kurdenpolitik bemüht, ist aber in den Ansätzen stecken geblieben: In den Kurdengebieten ist die Arbeitslosigkeit höher, die Armut grösser und die Lebenserwartung geringer als in anderen Teilen der Türkei. Die Hoffnungslosigkeit nützt der PKK. Wer nicht viel zu verlieren hat und vom eigenen Staat mit Misstrauen behandelt wird, schliesst sich eher den Rebellen in den Bergen an als einer, der einen Job und eine Zukunftsperspektive hat.

Das Fehlen einer auf Wohlstandsmehrung und soziale Reformen angelegten Politik in den Kurdengebieten geht einher mit einer Überbetonung der militärischen Option. Das ist schlecht für die Türkei und für ihre Armee – die zweitstärkste der

Nato, deren Generäle das Vertrauen der Bevölkerung geniessen. Und doch schaffen sie es mit ihrer mehr als 500 000 Mann starken Armee nicht, 5000 Rebellen zu vertreiben. Selbst der Generalstab in Ankara gibt zu, dass der Konflikt mit militärischen Mitteln allein nicht zu gewinnen ist.

Immerhin rückt auch die Erdogan-Regierung immer mehr von alten Rezepten in der Kurdenpolitik und von überkommenen Vorstellungen vom türkischen Einheitsstaat ab. Erdogan und Staatspräsident Abdullah Gül loben öffentlich die ethnische Vielfalt ihres Landes als Reichtum. Doch den schönen Worten müssen Taten folgen. Wenn die Türkei nicht handelt und mehr für ihre Kurden tut, wird das türkisch-irakische Grenzgebiet eine Region der Gewalt und chronischer Krisen bleiben.

lausland@dienordostschweiz.ch



Ist Hingis am Ende?

widmer

## LOMO

VON JOHANNES BINOTTO



### Gar nichts los, dafür live

Wer umweltverträglich unterwegs sein möchte, nimmt den Zug. Das wussten wir schon, bevor uns Al Gore, seines Zeichens Friedensnobelpreisträger und Swimmingpool-Besitzer mit jährlichem Stromverbrauch von 220 000 Kilowattstunden, von der Kinoleinwand herab ins ökologische Gewissen redete. Die Schweizerischen Bundesbahnen sind einem Benzinmotor auf jeden Fall vorzuziehen, aber auch die SBB sind nicht frei von energieverwundersamem Unsinn, zumindest deren Gebäude nicht.

An jedem grösseren Bahnhof sind nämlich seit einiger Zeit Flachbildschirme an Wände montiert, die über Zugdefekte informieren. Doch weil unser Schienenverkehr meistens reibungslos funktioniert, steht auch auf dem Bildschirm keine andere Meldung als die, dass es nichts zu melden gibt. Im für die notorische Unpünktlichkeit der Bahn bekannten Italien oder im streikfreudigen Frankreich hätte so eine Liveübertragung von Schienenproblemen durchaus ihre Berechtigung. An unseren Knotenpunkten des öffentlichen Verkehrs hingegen ist sie so sinnvoll wie eine Weihnachtsgirlande, die das ganze Jahr brennt, auch wenn man sie nur im Dezember braucht.

Dass man den Info-Schirm der SBB erst dann einschalten könnte, wenn er tatsächlich etwas zu melden hat, darauf scheint man bei allem Umweltbewusstsein offenbar nicht zu kommen. So surrt denn das Flachbild weiter nutzlos, aber trotzdem mit 80 Hertz-Geschwindigkeit vor sich hin, wie jene ewig eingeschalteten Bildschirme an der Börse mit den laufenden Aktienkursen drauf. Der Vergleich bringt mich freilich auf eine Idee, wie man das Bahnhof-Fernsehen doch noch sinnvoll nutzen könnte: warum nicht in den langen Phasen, in denen keine Verspätungen zu vermelden sind, die laufenden Kosten der Bahn 2000 und der Neat anzeigen? Da hätte der Bildschirm endlich mal wieder ordentlich was zu tun.

## Bus fahren am Morgen bietet mehr als Kino

Sie sind weder freundlich noch wohlwollend, manchmal ein wenig leer und nicht sehr diskret: die Blicke der Fahrgäste im Bus am frühen Morgen. Nein, eine frohe Fahrt verspricht das nicht zu werden. Entweder sind die ÖV-Benutzerinnen und -Benutzer mit dem Wachwerden oder noch Schlafendwollen beschäftigt, die Augen sind jedenfalls nur knapp geöffnet, doch so weit, dass sie die Zusteigende aus den Augenwinkeln inspizieren können. Wer nicht regelmässig mitfährt, fühlt sich wie ein Eindringling. Man wird gemustert, dass man sich am liebsten im Handspiegel vergewissern möchte, dass kein schwarzer Fleck auf der Nase ist, keine Zahnpasta auf der Wange klebt und die Füsse nicht in zwei verschiedenenfarbigen Schuhen stecken. Gesehen wird wenig, gelächelt schon gar nicht. Und die sonst emsig klingelnden und singenden Mobiltelefone bleiben erstaunlich ruhig.

Leuchtende Augen haben nur die Musikhörerinnen und -hörer. Nicht aus Lebensfreude, sondern in schierer Verückung über die Töne, die sie

durch zwei Ohrstöpsel empfangen. Aber nicht nur sie hören zu, sondern auch die Mitreisenden. Die wirken oft weniger beglückt, legen missbilligend die Stirne in Falten oder rollen die Augen. Wenn Blicke töten könnten. Doch die Musikhörer sind immun. Glück hat, wer in solchen Momenten einem aktenkofferschwingenden Jungmanager ausweichen oder Passagiere ein- und aussteigen lassen darf und sich den um Unterstützung heischenden Blicken der gepeinigten Passagiere entziehen kann.

Ohne Worte läuft viel ab zwischen den Haltestellen und den Menschen. Verbal wird es erst, wenn einer seinen triefenden Regenschirm der Frau in die Pumps stellt oder ein Fahrgast im letzten Moment aussteigen will und alle Leute wie angewachsen an der Türe stehen. Auch jugendliche

Fahrgäste, die zu anderen Zeiten, nicht nur der Mobiltelefone wegen, unüberhörbar sind, schauen frühmorgens gedankenverloren aus dem Fenster oder wortlos einander ins Gesicht. Dabei könnten Liebesgeschichten so ihren Anfang nehmen. Das bezeugen die gelegentlichen Inserate in der Zeitung: «Du, schwarzhaarig mit riesiger Sporttasche, bist am Bahnhof ausgestiegen, ich mit roten Haaren und Lederjacke, möchte dich wiedersehen.» Meistens aber läuft nichts. Wer nicht in einer Gratiszeitung blättert, beur-

teilt Stil und Schnitt von Kleidung und Frisur der Mitreisenden, und zwar so, dass man überzeugt ist davon, dass einem der neue Mantel überhaupt nicht steht.

Besser als Kino ist das Gerangel um Sitzplätze. Suchend durch die Reihen blicken bringt nichts. Plötzlich schauen alle weg. Aufmerksamkeit bekommt man erst wieder, wenn man bequem Platzierte darauf hinweist, dass die Sitze nicht für Rucksäcke, Taschen oder parkierte Füsse gedacht sind. Dafür wird unisono vorwurfsvoll geschaut, wenn ein Kinderwagen reingeschoben wird. Da ist allerlei in den Gesichtern zu lesen: Empörung, Mitleid und Verärgerung darüber, dass man zur Seite rücken muss.

Fahren die Leute darum – trotz drohender Umweltkatastrophe, verstopften Strassen und mangelnden Parkplätzen – mit dem Auto zur Arbeit? Weil sie wissen, dass sich da der Blickkontakt mit Morgenmenschen auf ein paar kurze Momente an der Verkehrsampel oder im Stau beschränkt?

### TRIBÜNE

ELISABETH MOSER  
ÜBERS BUSFAHREN

Inhaberin einer Schreibwerkstatt,  
wohnt in Winterthur

